

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 64 (1985)
Heft: 4

Artikel: Die Suche nach einem anderen Weg
Autor: Lafontaine, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-340240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Suche nach einem anderen Weg

Von Oskar Lafontaine

Jedes Jahr verhungern auf der Erde 45 Millionen Menschen. Der atomare Weltbrand kann jeden Augenblick ausbrechen. Die Zerstörung der Natur schreitet immer weiter, scheinbar unaufhaltsam voran. Die Industriegesellschaft ist an ihre Grenzen gestossen. Massenarbeitslosigkeit und Armut, die überwunden schienen, sind zurückgekehrt. Zwar haben in den Industriestaaten Wirtschaft, Wissenschaft und Technik zu gewaltigen Errungenschaften geführt, doch wiegen diese bei weitem nicht auf, was an Zerstörung angerichtet und an existentieller Gefährdung aufgebaut wurde. Hungertod, Atomtod, Naturzerstörung und soziale Not sind Ergebnisse menschlichen Handelns, für dessen Folgen die Menschen einstehen müssen, zumindest für die Folgen, die sie voraussehen können. Es fällt uns schwer, unser Handeln als ursächlich für Tod und Elend überall in der Welt anzusehen. Wir können die Verantwortung dafür aber nicht verweigern, wir sind immer verantwortlich, auch – oder gerade – wenn unser Handeln aus Nichtstun und Unterlassen besteht. An dieser Feststellung kommt man nur vorbei, wenn man den Menschen die Fähigkeit zur freien Entscheidung abspricht.

«Ich glaube, nichts Lebendes kommt heute ums Politische herum. Die Weigerung ist auch Politik, man treibt damit die Politik der bösen Sache.» Mit diesen Worten beschrieb Thomas Mann die Situation des Jahres 1945. Niemand wird heute – 1985 – akzeptieren, dass wir uns bewusst für Hungertod, Atomtod, Naturzerstörung und sozia-

le Not entschieden hätten. Für Freiheit von Atomwaffen, Ernährung für alle, Naturschutz und Wohlstand für jeden haben wir uns allerdings auch nicht entschieden. Wer heute über das Politische nachdenkt, wer unvoreingenommen die weltweiten Entwicklungen zur Kenntnis nimmt, wird sehr schnell zu der Einsicht kommen, dass es nicht so weiter gehen kann wie bisher. Wenn ein Mensch sich nicht mehr zurechtfindet, muss er sich darüber klarwerden, was er eigentlich will. Da Politik und Gesellschaft ratlos geworden sind, muss die Frage gestellt werden, was wir eigentlich wollen, welche Ziele wir haben.

Wir wollen die Hungerkatastrophen nicht. Wir wollen sie vermeiden. Wir wollen den Atomtod nicht. Wir wollen ihn vermeiden. Wir wollen die Zerstörung der Natur nicht. Wir wollen sie vermeiden. Wir wollen die Massenarbeitslosigkeit nicht. Wir wollen sie vermeiden. Diese Widersprüche sind nur dann aufzulösen, wenn wir erkennen, dass unser alltägliches Verhalten, ohne dass es uns bewusst wird, weltweit zu katastrophalen Entwicklungen führt. Es ist nicht ungewöhnlich, in bester Absicht ein Ziel zu verfolgen und nicht zu bedenken, welche ungewollten Wirkungen dabei auftreten können. Um diese ungewollten Folgen zu vermeiden, muss versucht werden, dem alltäglich Handelnden den Zusammenhang einsichtig zu machen, der zwischen seinen Absichten und den erreichten Ergebnissen besteht.

Ein Dogma gerät ins Wanken

Unsere Öffentlichkeit ist beherrscht von der Diskussion

über die Fragen der Wirtschaft. Man kann einem Menschen kaum ein stärkeres Kompliment machen, als dass er etwas von Wirtschaft versteht, schliesslich garantiert die Wirtschaft unseren Wohlstand. Der prozentuale Zuwachs als Ausdruck der Leistungsfähigkeit – in keinem anderen Bereich ist dieses Prinzip so beliebt wie in der Wirtschaft.

Der Zuwachs des Umsatzes, der Zuwachs der Rendite, der Zuwachs des Anlagevermögens, wenn es gut geht, der Zuwachs der Beschäftigtenzahlen – nichts anderes erfreut den Mann der Wirtschaft mehr als der Zuwachs. Selbstverständlich übersehen wir nicht, dass auf der Kostenseite die Degression erwünscht ist. Als fast göttliches Gesetz, als Dogma, gilt bei all dem das Wachstum des Brutto-sozialprodukts. Erst jetzt, nachdem es ins Wanken gerät, beginnt man über seinen Inhalt nachzudenken. Aus der Unmöglichkeit, dieses Dogma aufrechtzuerhalten, erklärt sich aber nicht allein, dass unser Wirtschaftssystem zu solch verheerenden Ergebnissen wie Naturzerstörung, Hunger in der Welt und Massenarbeitslosigkeit führt.

Vergegenwärtigen wir uns, was einige der geistigen Väter unserer Wirtschaftssysteme über deren Grundlagen gesagt haben. Eine wichtige Rolle in der Wirtschaftspolitik der letzten Jahrzehnte spielte die Ökonomie des englischen Lords John Maynard Keynes. Er schrieb mit der den Engländern eigenen Offenheit im Jahre 1930: «Noch mindestens weitere 100 Jahre müssen wir uns und jedem anderen gegenüber sagen, dass schön hässlich und hässlich schön ist, denn

hässlich ist nützlich und schön unnütz. Geiz, Wucher und Misstrauen müssen noch für eine kleine Weile unsere Götter sein. Denn nur sie können uns aus dem Tunnel wirtschaftlicher Notwendigkeit zu Helligkeit führen.»

Wirtschaftlicher Fortschritt ist nach Meinung dieses Ökonomen nur dann erreichbar, wenn wir uns die mächtigen Antriebe der Selbstsucht zunutze machen, denen zu widersprechen Religion und überlieferte Weisheit uns raten. Die Zeit für eine «Rückkehr zu einem der gesichertsten und fundamentalsten Grundsätze der Religion und herkömmlichen Wertvorstellungen, dass Geiz ein Laster, Wucher ein Vergehen und die Liebe zum Geld abscheulich ist», sei noch nicht gekommen, meinte John Maynard Keynes. Ist diese Zeit, so müssen wir fragen, heute gekommen? Ist es vielleicht sogar angesichts der Hungersnot in der Dritten Welt höchste Zeit, sich darüber klarzuwerden, dass Geiz ein Laster und Wucher ein Vergehen ist? Der Wertewandel, der allgemein festgestellt wird, wäre dann ein zu begrüssendes Zeichen des Neubeginns. Nicht mehr der egoistische, mitleidlose, erfolgreiche Raffer wäre das Ideal der heutigen Jugend, sondern der Mensch, der erkannt hat, dass er sein Menschsein nur zusammen mit anderen Menschen verwirklichen kann.

Noch entscheidender als die Motive, die Keynes als Voraussetzung unserer Wirtschaft genannt hat, ist das Prinzip, nach dem wir sie organisiert haben: die Arbeitsteilung, über deren verheerende Folgen wir heute mehr denn je nachdenken müssen. Zur Arbeitsteilung stellte Adam Smith Ende des 18. Jahrhunderts fest: «Der Geist der grossen Mehrzahl der Menschen entwickelt sich notwendig aus und an ihren Alltagsverrichtungen. Ein Mensch, der sein gan-

zes Leben in der Verrichtung weniger einfacher Operationen verausgabt... hat keine Gelegenheit, seinen Verstand zu üben... Aber in jeder industriellen und zivilisierten Gesellschaft ist dies der Zustand, worin der arbeitende Arme, das heisst die grosse Masse des Volkes, notwendig verfallen muss.»

Noch drastischer als Adam Smith beschreibt der Vater der modernen Arbeitsteilung Frederick Winslow Taylor zu Beginn unseres Jahrhunderts die Verstümmelung der menschlichen Fähigkeiten im Produktionsprozess: «In unserem System wird dem Arbeiter minutiös mitgeteilt, exakt, was er zu tun hat und wie er es zu tun hat. Eines der ersten Erfordernisse... für einen Mann, der in der Lage ist, als eine reguläre Beschäftigung Roheisen zu verladen, ist, dass er so blöd und phlegmatisch ist, dass er in seinen geistigen Fähigkeiten mehr dem Ochsen gleicht als jedem anderen Typ.»

Marx verurteilt das System der Arbeitsteilung gleichermassen und beruft sich dabei auf Adam Smith, den er im «Kapital» häufig als Zeugen anführt. Er schreibt: «In der Fabrik existiert ein toter Mechanismus unabhängig von ihnen (den Arbeitern), und sie werden ihm als lebendige Anhängsel einverleibt. Während die Maschinenarbeit das Nervensystem aufs Äusserste angreift, unterdrückt sie das vielseitige Spiel der Muskeln und konfisziert alle freie körperliche und geistige Tätigkeit.»

Die drastischen Urteile von Smith, Taylor und Marx über die zerstörerische Wirkung der Arbeitsteilung haben nicht vermocht, ihr Fortschreiten in den Industriegesellschaften, weder im Westen noch im Osten, aufzuhalten. Nur wer die ständige Vermehrung der Produktion von Waren, Gütern und Dienstleistungen über das Ziel stellt, dem Menschen die Möglichkeit zu schaffen, seine Fähigkeit op-

timal zu entwickeln und zu einer selbstverantworteten Existenz zu finden, kann die arbeitsteilige Organisation der Wirtschaft in ihrer jetzigen Form rechtfertigen. Die kapitalistischen und die sozialistischen Länder wetteifern darin, die ständige Steigerung der Warenproduktion dem Ziel überzuordnen, menschlichen Fähigkeiten Gestaltungsraum zu schaffen.

Heute erkennt man zunehmend, welche Bedeutung es hatte, dass Lenin in einem «Prawda»-Artikel 1918 unter der Überschrift «Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht» empfahl, den neuesten Fortschritt des Kapitalismus, das Taylor-System, in der Sowjetunion einzuführen. Auch an der Ausbeutung der Natur sind die unterschiedlichen Gesellschaftssysteme in Ost und West gleichermassen beteiligt. Ist die These richtig, dass Ausbeutung der Natur und Ausbeutung des Menschen sich gegenseitig bedingen, dann führt diese Feststellung ebenfalls zu der Schlussfolgerung, dass der Unterschied der Systeme nicht so beschaffen ist, wie ihn die jeweiligen Apologeten in ihrer täglichen Litanei darstellen.

Die Folgen sind nicht mehr absehbar

Bei der Bezogenheit auf die Steigerung des materiellen Wohlstands, bei dem Bemühen, immer mehr Waren, Güter und Dienstleistungen zu produzieren, haben wir unabsehbare Folgen in Kauf genommen. Auch dieses Urteil gilt gleichermassen für Ost und West. Rudolf Bahro brachte es auf die Formel: Der Kapitalismus rast dem Abgrund zu, der Sozialismus gibt sich alle Mühe, ihn zu überholen.

Adam Smith und Frederick Winslow Taylor haben sich in einem wichtigen Punkt geirrt. Nicht nur der arbeitende Arme ist – wie Adam Smith es ausdrückte – in den Zustand der

Stupidität und Unwissenheit gefallen. Nicht nur derjenige, dessen reguläre Beschäftigung es ist, Roheisen zu verladen, verkümmert in seinen geistigen Fähigkeiten, wie Taylor es unglaublich herablassend beschrieb. Auch Kopfarbeiter haben den Prozess der Arbeitsteilung über die wohl unvermeidbare Spezialisierung bis zum Exzess hin getrieben. Das hat den Verlust der Fähigkeit, das Ganze zu sehen, bewirkt. Die Notwendigkeit, das Ganze zu sehen, ist aber Kern des ökologischen Denkansatzes.

Wir wissen aus der Biologie, dass die Überspezialisierung eine der Hauptursachen für das Aussterben der Arten ist. Ange-sichts des atomaren Pulverfa-sses, auf dem wir sitzen, ist infolge der Überspezialisierung, die einhergeht mit dem Verlust der Verantwortungsfähigkeit, das Aussterben unserer Gattung ei-ne reale Möglichkeit geworden. In der modernen Wissenschaft hat die Überspezialisierung ei-nen vor einigen Jahrzehnten noch nicht vorstellbaren Stand erreicht. In der Produktion setzt sie sich fort. Sie hat aber nicht nur das Denken derjenigen ergriffen, die als Kopf- oder Handarbeiter in der Produktion tätig sind, sondern sie bestimmt auch das Denken der politisch Verantwortlichen. In der Politik, die ja gerade versuchen sollte, das Detailwissen der Experten mit einer ganzheitlichen Sicht zu überdachen, dominiert ebenfalls das Expertentum.

Wir haben unter den Politikern Experten für Wirtschaftsfragen, für Sozialfragen, für Bildungs-fragen, für Fragen der Technolo-giepolitik, für Abrüstung (ein Expertentyp, der auf seinem Ge-biet noch nichts vorzuweisen hat), für Familienpolitik, für Umweltschutz, für Entwick-lungshilfe. Dieses Heer von Experten schafft es selten, die Ver-bindung untereinander herzu-stellen, noch seltener gelingt es

ihm, einen übergreifenden Politikentwurf zustande zu bringen. So drehen die Experten sich im Kreise. Wer sich zu sehr mit dem Detail beschäftigt, sieht vor lauter Bäume den Wald nicht mehr, sieht nicht mehr, dass Hungertod, Arbeitslosigkeit, Naturzer-störung und atomare Rüstung das Integral dieses ganzen Expertentums sind.

Ehrfurcht vor dem Leben

«Alles, was dir der National-ökonom an Leben nimmt und an Menschlichkeit, das alles er-setzt er dir in Geld und Reichtum», schrieb Marx in seinen «Ökonomisch-philosophischen Manuskripten». Gegenwärtig gilt es, das an Leben und Menschlichkeit zurückzugewin-nen, was der zwanghafte Pro-duktionswahn zerstört hat. Un-ser Ziel kann es heute nicht mehr sein, koste es, was es wolle, die Waren- und Güterproduktion zu steigern. Unser Ziel muss es sein, dem Leben und der Menschlichkeit wieder Raum zu schaffen.

Der hier geforderten Neuorien-tierung unseres Handelns liegt die Ethik Albert Schweitzers zu-grunde» «Ich bin Leben, das le-ben will inmitten von Leben, das leben will.» Als erstrebenswert gilt ihm Leben erhalten, Leben fördern, entwickelbares Leben auf seinen höchsten Wert brin-gen. Als verwerlich gilt ihm: Leben vernichten, Leben schädigen, entwickelbares Leben niederhalten. Diese Ehrfurcht vor dem Leben schliesst ein den Frieden mit der Natur; sie hat ih-re eigenen Gesetze, die wir nur bei Strafe des Untergangs stän-dig missachten können.

Bei dieser «Umkehr zum Le-ben» haben wir erhebliche Wi-derstände in uns selbst zu über-winden. Die Unfähigkeit zu trauern wurde schon als We-sensmerkmal unserer Gesell-schaft analysiert. Ihr vorgela-gert ist die Unfähigkeit zum Lei-

den und Mitleiden. Niemand sollte der Selbsttäuschung erliegen, er hätte nicht teil an dieser Krankheit unserer Gesellschaft. Diese Unfähigkeit zu leiden und mitzuleiden ist Grundlage des zerstörerischen Prozesses, den wir weltweit beobachten. So hat das Wissen um den Hungertod in der Dritten Welt unser Han-deln nicht verändert, und die Ausrede, wir hätten von allem nichts gewusst, wird uns später nicht zur Verfügung stehen. Aus panischer Angst vor dem Leiden verdrängen wir es. Nur wer fähig ist zum Leiden, ist fähig zum Mitleiden. Ist diese Fähigkeit zerstört, sind wir präpariert für unsere Kultur der Ausbeutung der Unterwerfung und der Ge-walt. Es entsteht ein Sozialge-füge der strukturellen Gewalt. Es entstehen soziale Verhältnisse, in denen der Menschen durch verschiedene Formen von Herr-schaft, Abhängigkeit und Aus-beutung elementare Vorausset-zungen zur Entfaltung ihrer Exi-stenz vorenthalten werden. Wenn unsere Erfahrung von der Gewalt bestimmt ist, verändert sie unser Verhalten. Wenn wir Zerstörung erfahren haben, wird auch unser Verhalten zer-störerisch sein.

Der Psychoanalytiker Ronald D. Laing hat diese Entwicklung so beschrieben:

«Um unser wunderbares Bild von uns als Gottes Geschenk an die grosse Mehrheit der hun-gernden Spezies Mensch auf-rechtzuerhalten, müssen wir unsere Gewalt nach innen richten auf uns und unsere Kinder; wir müssen die Rhetorik der Moral zu Hilfe nehmen, um diesen Prozess zu beschreiben. Für eine Rationalisierung unseres kriegs-industriellen Komplexes müssen wir unsere Fähigkeit zerstören zu sehen, was unter unserer Na-se geschieht, und uns vorzustel-len, was jenseits unserer Nasen-spitze beginnt. Lange vor Aus-bruch eines thermonuklearen Krieges haben wir unseren eige-

nen Verstand verwüsten müssen. Wir fangen bei den Kindern an. Man muss sie rechtzeitig erwischen. Ohne eine sorgfältige und schnelle Gehirnwäsche würde ihr schmutziger Geist unsere schmutzigen Tricks durchschauen. Kinder sind noch keine Narren; wir werden sie jedoch zu uns ähnlichen Imbezilen machen – mit hohem Intelligenzquotienten, falls möglich. Vom Augenblick der Geburt an, wenn das Steinzeit-Baby sich der Mutter des 20. Jahrhunderts gegenüberstellt, ist es jenen Kräften der Gewalt unterworfen, die man Liebe nennt – wie sein Vater und seine Mutter, wie ihre Eltern und deren Eltern vor ihnen.

Diese Kräfte zielen vor allem auf die Zerstörung seiner meisten Anlagen. Im allgemeinen verläuft das Unternehmen erfolgreich. Mit fünfzehn ist daraus ein Wesen wie wir entstanden – eine halbtolle Kreatur, mehr oder weniger angepasst an eine verrückte Welt. Das ist die Normalität unserer Zeit. Liebe und Gewalt sind polare Gegensätze. Liebe lässt den anderen sein – mit Zuneigung und Rücksicht. Gewalt versucht des anderen Freiheit einzuschränken und ihn zu zwingen, nach unseren Wünschen zu agieren – ohne jede Rücksicht und in Gleichgültigkeit gegenüber der Bestimmung des anderen. Wir zerstören uns selbst durch Gewalt, die sich als Liebe maskiert.»

Die Einsicht in diese Grunderfahrung menschlicher Existenz unter den Bedingungen struktureller Gewalt ist ein Schlüssel zum Verständnis unseres oft zerstörerischen Handelns.

Paul Tillich verdanken wir den Hinweis, dass der Sozialismus für Marx eine Widerstandsbewegung gegen die Zerstörung der Liebe in der gesellschaftlichen Wirklichkeit war. Welche Utopie verbirgt sich hinter diesem Satz, wenn man ihm mit der Realität konfrontiert! Unser Alltag ist geprägt von Arbeitslo-

sigkeit und sozialer Not, von der Arbeitsteilung, den hierarchisch-militärischen Strukturen der Wirtschaft und der nach wie vor vorhandenen, die Natur plattwalzenden Tonnenideologie. Wir brauchen, wie Ernst Bloch es im «Prinzip Hoffnung» formuliert hat, keine Technik, die in der Natur wie eine Besatzungsarmee im Feindesland steht und vom Landesinneren nichts weiß, sondern eine Technik ohne Vergewaltigung, die keine Philanthropie für misshandelte Metalle, wohl aber das Ende der naiven Übertragung des Ausbeuterstandpunktes auf die Natur ist.

Unsere Gesellschaft entdeckt die Gewaltlosigkeit immer dann, wenn in Demonstrationen gegen die Vergewaltigung des Menschen und der Natur aufbegehrt wird. Eine neue Politik muss Bedingungen schaffen, die es dem Menschen ermöglichen, zum anderen Menschen und zur Umwelt ein Verhältnis frei von Ausbeutung und Unterwerfung zu entwickeln. Jede Veränderung von Machtverhältnissen, die nicht diese veränderte Einstellung zur Macht und zur Umwelt zum Ziel hat, ist auch, wenn sie sich Revolution nennt, nur eine Neu- und Umverteilung von Unterwerfung und Ausbeutung. Zu oft hat sich in der Geschichte das Urteil des Aufklärers Kant bestätigt: «Durch eine Revolution wird vielleicht ein Abfall von persönlichen Despotismen und gewinnsüchtiger oder herrschaftlicher Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zustandekommen; sondern neue Vorurteile werden, eben sowohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen grossen Haufens dienen.» Bei allen Differenzierungen, die angebracht wären, reduziert sich der Systemunterschied in Ost und West auf die unwesentliche Feststellung: Im Kapitalismus beutet der Mensch den

Menschen aus, im Sozialismus ist das umgekehrt.

Freiheit

Die Suche nach einem neuen Weg ist die Suche nach der Wiederherstellung der menschlichen Freiheit, des Rechts eines jeden Menschen, sein Leben soweit wie möglich selbst zu bestimmen. Da die Arbeit wesentlicher Bestandteil des Lebens ist, folgt darauf, dass Freiheit auch das Recht des Menschen ist, seine Arbeit soweit wie möglich selbst zu bestimmen. Es ist bekannt, dass die Konservativen, die das Wort Freiheit am meisten im Munde führen, den Menschen dieses Recht am Arbeitsplatz verweigern. Damit wird die Arbeit für die meisten Menschen zur Erfahrung von Unfreiheit und Abhängigkeit. Die Auswirkungen dieser Erfahrung auf unser Verhalten werden noch beschrieben.

Der Mensch soll also das Recht haben, sein Leben soweit wie möglich selbst zu bestimmen. Die Grenze des «soweit wie möglich» ist durch den Anspruch des Mitmenschen gegeben, ebenfalls ein Leben in Freiheit führen zu können. Freiheit ist ohne einen Bezug zum Mitmenschen nicht denkbar. Christentum und Sozialismus postulieren Nächstenliebe oder Solidarität. Ein System, das auf Egoismus und Selbstsucht errichtet wird, führt notwendigerweise zur Unfreiheit. Die Väter der bürgerlichen Revolution in Frankreich wussten schon, warum sie neben die Freiheit die Gleichheit und die Brüderlichkeit setzten.

Oft hat sich ein falsches Verständnis von Solidarität herausgebildet. Solidarität nur auf die Gruppe bezogen, der man angehört, verkommt zur Kumpanei. Solidarität auf die Grenzen eines

Staates oder einer Nation bezogen, ist Nationalsolidarität. Wahre Solidarität empfindet man entweder gegenüber allen Menschen oder überhaupt nicht. Dies gilt für das Verhältnis der gesellschaftlichen Gruppen,

der Arbeitnehmer und Unternehmer, der verschiedenen Staaten und Gesellschaftssysteme. Wenn Solidarität als das Gegen teil von Bemächtigung und Unterwerfung verstanden wird, dann führt ein derart erweiterter

Begriff auch zur Solidarität mit der Natur. Schon der Gedanke an zukünftige Generationen, an unsere Kinder und Kindeskinde, lässt den Wunsch entstehen, ihnen die Erde lebenswert zu erhalten.

Johano Strasser und Peter Glotz

Die Roten und die Grünen

Zwei Beiträge aus der Diskussion in der SPD

Die Märznummer der Zeitschrift für Literatur und Politik, L'80, ist dem «rot-grünen Illusionstheater» gewidmet. Laufst dem rot-grünen Bündnis die Zeit davon, fragt Johano Strasser, und Peter Glotz erlaubt sich mit «berserkerhafter Fussnote zur 17. Auflage der vernünftigsten deutschen Koalitionsphilosophie» zu antworten. Beide Beiträge sind wichtig für die rot-grüne Diskussion innerhalb der Sozialdemokratie sowohl in der BRD als auch in Österreich und in der Schweiz.

Johano Strasser

Nun haben wir es also geschafft. Das ominöse Jahr 1984 liegt hinter uns, und siehe da: alles geht weiter wie bisher – business as usual. Wir heben den Kopf, stellen die Lauscher auf, wittern Morgenluft. Weit und breit keine Katastrophe in Sicht, von Panik keine Spur, blamiert sind die wandernden Apokalyptiker, die uns weismachen wollten, Orwells düstere Vision erfülle sich, werde gar noch übertroffen in unserer Gegenwart-West. (Dabei wäre ein mutiges Wort in Richtung Osten wirklich angebracht gewesen!) Nichts von alledem ist eingetreten, was uns mit lodernden Zungen geweissagt wurde. Der dritte Weltkrieg ist nicht ausgebrochen – trotz Aufstellung von Pershing-II-Raketen, das Ökosystem ist nicht zusammengebrochen, und wer vom Überwachungsstaat faselt, der soll doch einmal in die Sowjetunion reisen, wo seit sechzig Jahren 1984 ist, damit er

wieder differenziert urteilen lernt.

Ja doch, ja! Auch mir geht der ständige Ablasshandel mit Untergangsvisionen auf die Nerven. Auch ich kann die billige Empörung über Hochrüstung und Umweltzerstörung, über Arbeitslosigkeit und Sozialabbau manchmal nur noch schwer ertragen. Und die ständigen Solidaritätsbezeugungen übersteigen längst meine Kräfte. Was soll ich denn noch alles unterschreiben, wofür denn jetzt schon wieder spenden? Die Dritte Welt? Wieviel Länder gibt es, in denen das Volk hungert, in denen unterdrückt, gefoltert und von Staats wegen gemordet wird? Fünfzig? Hundert? Mehr? Und immer soll ich solidarisch sein. Warum eigentlich ich?

Das Elend ermüdet den Beschauer, je länger es dauert, um so mehr. Wem die Flammenschrift Abend für Abend auf der Mattscheibe erscheint, den schreckt sie nicht mehr. Die Kri-

se fängt an, langweilig zu werden, und damit sinkt auch der Unterhaltungswert all derer, die sich mit ihr analytischer, prognostischer oder therapeutischer Absicht befassen. Gewiss, für die Mutter, deren Säugling an Pseudekrupp stirbt, für den Rentner, der sein Gärtchen am Rande der Giftmülldeponie bestellt, für die zweieinhalb Millionen registrierten und die vielen nicht erfassten Arbeitslosen bleibt die Krise real. Aber sie sind eine Minderheit. Für die Mehrheit ist die Krise ein Thema, keine Erfahrung. Wenn die Krise sie zu langweilen beginnt, wechseln sie das Thema.

Genau hier liegt die Chance für jene unsäglichen Frohnaturen, die bei einem Schoppen pfälzischen Weines die Krise aussitzen oder in dynamischeren Momenten einfach zu einem neuen Wirtschaftswunder durchstarten wollen, koste es, was es wolle. Solange der Leidensdruck nur für eine kleine Minderheit unerträglich ist, und das kann so lange so bleiben, bis die Katastrophe nicht mehr abzuwenden ist, kann die in einigen Umfrageergebnissen aufscheinende Bereitschaft der Bevölkerung zu einer politisch-sozialen Kursänderung jederzeit wieder zerfallen, kann das Wissen um die bedrohlichen Zusammenhänge erfolgreich verdrängt werden.